

Nr. 213. Bromberg, den 2. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(14. Fortsetzung.)

Am offenen Fenster stehend, sah sie nach dem Gute-Nacht-Sagen in das leise einsetzende Flockentreiben. Die Türme Wiens läuteten zur Christmesse. Sie hörte Stimmen auf der Straße und Lachen und eilende Schritte. Ihre Hände falteten sich: Hab' Erbarmen, großer Gott! Nur dieses einemal und laß uns nicht untergehen! Elemer! Wenn er wüßte! Wenn sie ihm schrieb! Nein! Nie! Betteln gehen, zu ihm? Lieber sterben.

Wenn sie hinüberfuhr und bat, mache mich jetzt schon zu deiner Frau. Womit sollte sie die Überfahrt bezahlen, wenn sie kaum den Lohn für den alten, treuen Diener und die Wirtschafterin aufbringen konnten?

Neujahr kam. Radanyi sandte nicht eine Zeile. Vielleicht ging der Brief verloren, vielleicht hat er sich verspätet, vielleicht sind die Postsäcke des Dampfers zu Verlust gegangen. Was denkt und klügelt und vermutet ein Mädchenherz nicht alles, nur das eine, daß er, der Liebste nicht schreiben will, das kommt nie in Betracht.

Und Eve Mi wartete. Zu der anderen Qual gesellte sich auch diese noch. Und nichts ist fürchterlicher, zermürbender, als dieses Harren von einem Tag zum anderen.

Es litt sie nicht mehr. Wenn er krank war? Wenn er drüben in irgendeinem Spital lag, armselig und verlassen. Auf den Straßen wollte sie sich das Geld zur Überfahrt erbetteln, damit er nicht allein sei. Sogar den Vater vergaß sie darüber So groß war ihre Liebe. Sie mußte wissen, wie es um ihn stand. Haller konnte ihr vielleicht Auskunft geben. Er empfing sie mit herzlicher Freude.

„Der Schlingel zigeunert durch die ganze neue Welt," lachte er vergnügt. Er holte mehrere Briefe und Karten aus seinem Schreibtisch. „Ich hätte gar nicht geglaubt, daß er so fleißig an seinen alten Meister denken würde."

Erstaunt gewahrte er den Eindruck, den seine Worte auf sie machten. Eva Maria saß schweigend und sah nach den Karten und Briefen vor ihr. Dann schluchzte sie unvermittelt auf. Es war zu viel gewesen an Leid und Druck, das seit den letzten Monaten auf ihr lag. Und nun dies letzte noch, das nahm ihr die Selbstbeherrschung, die sie bisher so tapfer geübt hatte. Also sein Schweigen war kein Zufall. Es war Absicht. Er wollte nichts wissen mehr von ihr. Diese Erkenntnis war fürchterlicher als all das andere, das noch auf ihren Schultern lag.

Haller war neben sie getreten und strich ratlos über ihr Blondhaar. „In jedem seiner Briefe fragt er nach Ihnen!" sagte er und nahm die Bogen aus den Umschlägen und schob sie ihr zu . Sie schüttelte den Kopf. Das war alles wertlos für sie. Zu ihr selbst kam kein Gruß von ihm.

Sie stand auf und fühlte sich bis zur Ohnmacht elend. „Verzeihen Sie, Meister! Ich hätte mich Ihnen so nicht zeigen sollen. Aber diese Ungewißheit war nicht mehr zu ertragen. Nun weiß ich doch, wie alles kommt. Er hat mich vergessen!"

„Um Gotteswillen, nein!" Haller zwang sie auf ihren Stuhl zurück. „Gewiß nicht, Komtesse. Das sollen Sie nicht denken von ihm. Ich weiß, daß er Sie liebt. Seit damals schon, als Sie nach Schottland gingen. Und was habe ich diese Sommerwochen mit ihm durchgemacht. Manchmal schien es mir, als sei er gar nicht mehr zurechnungsfähig. Und zuletzt in Hamburg. Ich mußte alle meine Überredungskunst aufbieten, um ihn aufs Schiff zu bringen. Er wollte absolut wieder mit zurück nach Wien. Sogar die bei Kontraktbruch vereinbarte Konventionalstrafe war er gewillt zu zahlen, wenn er nicht zu reisen brauchte. Ich war herzlich froh, als er an Bord stand . Sein letztes Bitten war das, ich sollte zu Ihnen gehen und Sie erinnern an alles, was er am Abend beim Abschied zu Ihnen gesagt hatte. Ich wurde nicht klar aus ihm. Er war so ganz verzweifelt. Das alles muß Ihnen doch beweisen, wie er Sie liebt!"

Eva Maria hielt den Kopf gesenkt. „Warum läßt er mich denn so trostlos warten?"

„Haben Sie Geduld. Sie können ihm vertrauen. Ich kenne ihn doch seit seinem achtzehnten Jahre. Wenn Sie sein Wort haben, dann hält er es auch. Eher fiele der Himmel über die Steppe, als daß er es nicht einlöst."

„Meister — ich will nochmal warten! Ach, Meister — wenn Sie wüßten!"

„Ich weiß es ja, Komtesse!"

„Ganz Wien?"

Er nickte und hielt ihre zuckenden Hände fest. „Ganz Wien!" schluchzte sie tonlos. „Und niemand haben, der eine Rettung brächte. Niemand, mit dem ich darüber reden kann, ob es nicht doch noch einen Ausweg gäbe. Es ist fürchterlich!"

„Haben Sie Radanyi nichts davon geschrieben?"

Ihre Wangen brannten auf. „Glauben Sie, Meister, daß er mich dann verläßt, wenn ich bettelarm bin?"

„Nein!" sagte Haller überzeugt. „Dann erst recht nicht. Im Gegenteil, je mittelloser Sie sind, desto erwünschter wird es ihm sein. Er kann mit Leichtigkeit eine Familie ernähren, denn seine Einnahmen drüben gehen ins Riesenhafte!"

„Ins Riesenhafte!" wiederholte sie — mehr für sich selbst. Haller ahnte ihren Gedankengang. Er saß im Überfluß und an ihrer Seite stand der Ruin, und dieser brachte die Not mit sich und die Verzweiflung und tausend andere Schrecken, die aus ihr geboren wurden.

„Komtesse! Wenn Ihnen und Ihrem Herrn Vater mein Haus nicht allzu bescheiden ist, es steht Ihnen offen zu jeder Stunde!"

Mit einem abwesenden Blick sah sie über ihn hinweg. Er begleitete sie ein Stück Weges. Dann lief sie allein durch das Gewühl der Straßen. Wie die Lichter blitzten und wie fröhlich die Menschen waren. Alles, alles hatte sie auch einmal gehabt. Dieses gottvoll sorglose Leben, voll Daseinswonne. Sie hatte die Hände nach all den lockenden Dingen nur auszustrecken brauchen und es war ihr Eigen gewesen. Und sie hatte nicht geahnt, wie jäh der Umschwung kommen würde. Wenn sie allein wäre! Ohne Jammern und Klagen würde sie auf alles verzichtet haben. Aber neben ihr stand der alternde Vater. Er litt tausendmal mehr als sie. Sie würde sich in die veränderte Zeit schicken können. Er niemals! Ein ganzes, langes Leben von fünfzig Jahren ließ sich nicht so ohne weiteres umstellen, auch in Wochen und Monaten nicht.

Das Licht und die Helle taten ihr mit einem Male weh. Sie konnte die Menschen, die durch die Straßen eilten, nicht mehr ertragen. Beinahe unbewußt kam sie nach den stilleren Außenvierteln. Von den Gangsteigen schimmerte der Schnee in blendender Weiße. Kaum der Tritt eines Fußes, der dessen Reinheit unterbrach. Die Zäune der

Gärten, die Bäume, die sich darüberneigten, alles war in dieses jungfräulich silberne Weiß gekleidet. Die hohen Steinsockel der Eingänge trugen kuppelförmige Hauben, das Gitterwerk der Tore war wie ein Gefüge glitzernden Filigrans aus der Hand eines ersten Meisters.

Ab und zu leuchtete an einer Ecke eine Birne auf, aber ihr Licht erschien armselig gegen die weiche, alles überflutende Helle, welche der Vollmond über die Erde goß.

Das Schweigen der klaren Winternacht wurde urplötzlich unterbrochen durch das Aufklingen zweier Männerstimmen. Den Laut der Schritte sog die weiche Decke des Gangsteiges ein. Eva Maria drückte sich in das Dunkel einer Nische, über die eine Weide bis fast zum Boden hing. Ein feiner Staub von Schnee rieselte über sie herab, als die Mädchenhand das Geäst zur Seite bog und darunter schlüpfte. Die Arme fest an den Leib gepreßt, machte sie sich so schmal als möglich. Nun kamen die Stimmen in ihre Nähe. Eine helle, feste, in bestimmter Abwehr, und eine heisere, unsichere, in bittendem, beschwörendem Ton.

Kaum zwei Meter rechts von ihr blieben die Männer stehen.

„Es ist ganz unmöglich, was Sie verlangen, Gersdorff!" sagte die helle, feste des einen, dessen Rechte den Schnee von seinem Mantel fegte. „Sie werden doch nicht im Ernste geglaubt haben, daß ich so etwas mache. Mit Ihnen jetzt ein Geschäft einzugehen, das hieße so viel als mich ruinieren."

„Sie sind mein letztes Hoffen, Herr Baron!" sagte die heisere, bittende Stimme. „Wenn Sie mir nur Bürgschaft leisten, ich gebe Ihnen mein Wort, Sie sollen keinen Schaden haben, bis zum letzten Stüber wird alles wett gemacht!"

„Ich kann nicht! Ich habe es bereits gesagt!" kam es bestimmt. „Sie überschätzen mich. Das, womit ich Sie wieder flott machen könnte, ist ja nicht mein Eigentum, sondern das meiner Mutter. Begreifen Sie doch, Gersdorff, daß ich Ihnen unter die Arme fassen würde, wenn es sich ermöglichen ließe. Ich kann doch einer alten Frau nicht zumuten, daß sie Ihretwegen ihr Hab und Gut aufs Spiel setzt!"

„Es ist ja nicht aufs Spiel gesetzt, Baron. Ich bin doch ein gewiegter Bankmensch und in Ehren grau geworden. Wer kann für das Unglück? Oder meinen Sie, ich hätte Freude dran, wenn ich jetzt so viele mit mir reiße, auch hinein in die Not und das Nichts. Schon um des Grafen Warren willen, dächte ich, würden Sie alles tun, mein Haus zu stützen!"

„Um Warren?" sagte die helle Stimme erstaunt. „Wie meinen Sie das, Gersdorff?"

„Er fällt mit mir!"

„Ich habe davon gehört!" Die helle Stimme schwankte dabei.

„Und da man doch sagt — das heißt —"

„Was sagt man?", kam es drohend.

„Daß, nun, man hat's beinahe in jedem Salon zu hören gekriegt, daß die Tochter einmal nachts bei Ihnen gewesen ist und —"

Weiter kam Gersdorff nicht. Zwei Hände hielten ihm die Arme wie angenagelt gegen das Gitterwerk der Umzäunung des Gartens, vor dem sie standen. „Wollen Sie das sofort zurücknehmen, oder ich breche Ihnen die Knochen entzwei, ohne alles Erbarmen. Wollen Sie, Gersdorff?"

„Nein! — Wenn Sie mich vor dem Ruin bewahren, dann, dann werde ich mich auch für die Ehre der Tochter des Grafen einsetzen. Sonst nicht."

Ein Röcheln drang bis zu Eva Marias Versteck. Sie schob das Geäst zur Seite. Sah zwei Männer, die miteinander rangen — ihretwegen. Ein großer, starker, dessen Körper wie eine schwammige Masse gegen den schlanken, sehnigen Leib des anderen wirkte.

Sie wollte rufen und war erstarrt vor Schreck, nur ihre Augen standen weitgeöffnet.

„Nehmen Sie Vernunft an, Gellern!" keuchte der Bankier, ohne seinen Gegner loszulassen. „Es hilft Ihnen ja doch alles nichts — sie war bei Ihnen. — Ich selbst habe sie hineingehen sehen. — —"

„Schuft! — Verleumder! — Einem Weibe die Ehre zu stehlen!"

Zwei sehnige Arme hoben Gersdorff mit einer Riesenkraft in die Höhe, schleuderten ihn auf den Fahrweg. Im Wurfe aber glitt Gellern auf dem weichen Schnee und fiel gegen den gemauerten Sockel des Zaunes. Ohne einen Laut von sich zu geben, blieb er liegen. Gersdorff erhob sich, schüttelte den weißen Staub von sich, sah den leblosen Körper drüben ausgestreckt und rannte, ohne sich auch nur umzusehen, die Straße vorwärts.

Langsam färbte sich der Schnee ringsum mit dunklem Rot. Eva Maria kniete neben Gellern und preßte ihr Taschentuch gegen die klaffende Wunde, die knapp an der rechten Schläfe lag. Ihre andere Hand lag an der Wange des Herrenreiters. In ratlosem Schrecken suchten ihre Augen die Straße entlang und irrten dann wieder zu dem todbleichen Gesichte, das in ihrem Schoße lag.

Wie der tote Siegfried war er vor ihr ausgestreckt. Das dichte, blonde Haar fiel wirr zur Seite. Die Arme hingen reglos über den kalten, eisüberzogenen Randstein. Immer kraftloser sank sein Haupt zurück. Sie neigte sich über ihn, sah die geschlossenen Augen, den stummen Mund, dessen sieghaftes Lachen in Wien sprichwörtlich geworden war. Tastend griffen ihre Finger von seiner Wange hinunter zu seinem Herzen. Sie verspürte keinen Schlag, der dagegen fiel. Wenn diese stahlgrauen Augen sich nie mehr öffneten, wenn dieser Mund für immer schwieg? Wenn dieses Herz aufgehört hatte zu schlagen? —

Ihre Zähne klangen aneinander. „Und an allem bist du schuld — an allem du!" — So hatte Elemer gesagt an dem letzten Abend. Das war damals alles durch sie gekommen und heute wieder.

„Was habe ich verbrochen, daß du mich so furchtbar strafst?" Sie sah zu dem sternenklaren Himmel über sich. „Hab' Erbarmen! Wie soll ich leben, wenn ich seinen Tod auf dem Gewissen habe?"

Ununterbrochen sickerte sein Blut. Es brannte in ihrer Hand und lief darüber herab in den Rinnstein. Sie scharrte den Schnee ringsum mit der einen freien Hand zusammen, legte ihn in dicken Ballen in die blutige und preßte sie wieder gegen die Wunde.

Sein schlanker Körper streckte sich. „Mein Gott, Barmherzigkeit — Erbarmen — erbarme dich meiner, — erbarme dich meiner."

„Mutter!"

Sein Mund stand halb geöffnet. Unter den Lippen leuchteten die Zähne in tadelloser Weiße.

Dies eine Wort, das er gesprochen hatte, machte sie nun vollends fassungslos. Sie ließ die Hand von der Wunde gleiten und faltete beide über seiner Brust.

So tat sie ihren Schwur und gab sie ihr Versprechen, Magd zu werden, der alten Frau zeitlebens zu dienen, wenn ihr durch sie der Sohn genommen wurde.

Ein feines Schlittengeklingel durchbrach das grausame Schweigen. Sie hörte kaum darauf. Reglos blieb sie knien und hielt das Haupt Gellerns im Schoß. Ob man nun kam oder nicht, es war zu spät. Hier wollte sie bleiben bis zum Morgen. Vielleicht brachte die Kälte ihr in Barmherzigkeit den Tod, vor dem sie nun gar keine Furcht mehr empfand.

„Eve Mi!"

Es war nichts als ein heiserer Laut, den sie ausstieß.

Drüben auf der anderen Seite stand das Gefährt. Warren und hinter ihm ein anderer und noch einer, liefen auf sie zu.

„Eve Mi!" Der Graf kniete neben ihr nieder und hob behutsam Gellerns Kopf von ihrem Schoß.

„Das Herz klopft sehr schwach!" sagte ein junger Mann, der sein Ohr an die Brust des Herrenreiters gelegt hatte. „Aber ich denke, wir können es trotzdem riskieren, ihn zu dreien in seine Wohnung zu bringen. Gleich die übernächste Gartentüre. Wenn Sie vielleicht läuten wollten, Komtesse. Dann brauchen wir keine Zeit mit Warten zu verlieren."

Sie sah nach Gellern, den man eben mit aller Vorsicht vom Boden hob, und dann dem dritten ins Gesicht. Voll Entsetzen starrte sie ihn an. Es war Gersdorff!

Der wagte es, noch einmal in die Nähe des Mannes zu gehen! Wie kam der hierher? Die ungesprochene Frage löste sich ihr im nächsten Augenblick.

„Glauben Sie, Doktor, daß irgendwelche Gefahr für Baron Gellern besteht?" frug er und suchte dabei in den Zügen des jungen Mannes zu lesen. „Ich bin gelaufen, was meine Füße hergaben, um keine Zeit zu versäumen, ihm Hilfe zu bringen!"

Hilfe hatte er gebracht! Sie verzieh ihm alles andere. Er trug also noch ein Gewissen in sich. Sie empfand in diesem Augenblick nichts als Mitleid mit ihm.

„Nun ist mein Sohn endlich gekommen!", sagte die Baronin Gellern erleichtert, als die Glocke in der Halle anschlug. „Bitte, Schwester, sagen Sie ihm, daß ich ihn womöglich gleich bei mir haben möchte. Er ist so ungewöhnlich lange ausgeblieben heute."

Die Dame, in der Tracht der Pflegerinnen, entfernte sich ohne Säumen. Die Baronin hörte Stimmen aufklingen, ein Laufen und Hasten von vielen Füßen über die Treppe und den Korridor. Ein Zufallen von Türen. Lysoformgeruch drang bis in ihr Zimmer. Sie glaubte ein Flüstern vor der Türe zu hören, das sofort wieder verstummte. Eine unbeschreibliche Angst erfüllte sie, ihre armen, steifen Hände fanden nicht einmal die Kraft, auf den Knopf der Klingel zu drücken, die an ihrem Stuhle befestigt war. Etwas mußte geschehen sein. Etwas Furchtbares, Grauenvolles, das man ihr, der Mutter, verschwieg, das man bestrebt war, ihr zu verheimlichen, so lange es irgend möglich war.

„Schwester!" Sie wollte rufen, aber die Stimme versagte gänzlich. „Schwester!"

Warum kam niemand ihr zu sagen: Dein Sohn ist tot! — Dein einziges Kind ist nicht mehr. Und war noch vor kaum drei Stunden in all seiner Manneschönheit, seiner Lebensfreude vor ihr gestanden und hatte Abschied genommen, wie dereinst Jung-Siegfried. Und als ein Toter brachte man ihn ihr zurück.

„Schwester!"

Alle Kraft des Willens reichte nicht aus, die Lahmheit des Körpers zu überwinden. Sie war festgeschmiedet und wenn ihr Kind sich derzeit verblutete, sie mußte warten, bis einer kam und es ihr sagte oder ihn ihr zu ihren Füßen legte.

(Fortsetzung folgt.)

Große Fahrt.

Was ein deutsches Ferienkind aus Polen von seinen Wanderfahrten durch Deutschland zu erzählen weiß.

Wiedergegeben von H. Pfitzenreuter, Bromberg.

In den letzten Wochen vor Beginn der Ferien hatten unsere Lehrer mit uns „wilden Gänsen und Enten" ihre liebe Not. Von Aufmerksamkeit war keine Rede mehr.

„Ich mußt' in blaue Ferne schweifen,
Mußt' grüßen Berge, Fluß und Tal,
Ich mußt' in dunklen Wäldern streifen,
In Gottes lichtem Freudensaal."

Ferien! Welches große Glück umschließt das kleine Wort. Im Ränzlein die paar Nötigkeiten, im Täschchen ein paar ersparte Zloty, im Herzen ein Meer voll Hoffnungen. Auf dem Bahnhof in Posen nahmen uns Herren und Damen vom „Wohlfahrtsdienst" und „Roten Kreuz" in ihre sichere Obhut. Ein Rittergut unweit Posen war als „Vorbereitungslager" für uns Mädels ausersehen. Über 500 aus Stadt und Land, im Alter von 14 bis 17 Jahren, waren hier versammelt. Unsere „Rekrutenzeit" währte hier drei Tage. Als Schlafkämmerlein dienten die Heu- und Strohschuppen einer großen Scheune, als Speisezimmer eine Tenne mit langen Tischen und Bänken, als Waschtisch Pferdekrippen aus Beton und große Wassertonnen. Für unsere leibliche und seelische Verpflegung war aufs beste Sorge getragen. Frühmorgens, nach dem gemeinschaftlich gesungenen Liede:

„Heut in der Morgenstunde
weckt uns die Sonn' und lacht
und ruft aus vollem Munde:
Steht auf, vorbei die Nacht,"

gab's Kaffee aus selbstgebrannter Gerste mit Butterschnittchen. Unsere Gruppenführerin animierte voll Humor: „Trinkt, Kinderlein, trinkt, dieser Kaffee macht keine Flecke!" Zur Mittagszeit gab's Hammelfleisch in Gemüse, als Nachtisch sogar Reispudding und abends belegte Schnitten. Als planmäßige Vorbereitung für unsere Wanderfahrten dienten die von einem Pastor geleiteten schwedischen Leibesübungen, Spaziergänge, allerhand Vorträge usw. Wenn wir nach Sonnenuntergang und dem Abendliede „Nun ade und gute Nacht, jetzt heißt es: Schluß gemacht" ins Heu gekrochen waren, umfing uns bald ein fester Schlaf, aus dem uns auch die mit uns unter demselben Dache wohnenden Spitzmäuschen nicht aufwecken konnten. Zum Abschiede hatte sich eine Musikkapelle eingefunden, und jedes von uns erhielt als „Wegzehrung" noch zwei riesengroße, gefüllte Pfannkuchen. Dankbaren Herzens für die hochherzige uns erwiesene Gastfreundschaft ging's mit Musik und Gesang zu dem 3 Kilometer entfernt liegenden Bahnhofe. Unsere Ränzlein wurden mit Kastenwagen nachgefahren.

Auf dem Bahnhofe in Posen stand unser Feriensonderzug schon bereit. Hunderte von Knaben, sowie die jüngeren, sogenannten Heimkinder waren auch schon marschbereit versammelt. Nach einem vom „Roten Kreuz" dargereichten Erquickungstranke besetzten wir, nach Gruppen geordnet, die uns zugewiesenen Abteile. Sprudelnder Scherz und harmloser Unsinn wurden von jetzt ab die allerbesten Reisegefährten. Kurz vor Bentschen sangen wir noch das traute Lied:

„Heimat, mein Heimatland,
am Warthe-, Netzestrand,
bist meines Lebens Freud'
zu aller Zeit!"

Auf der ersten deutschen Grenzstation wurden wir durch eine Musikkapelle begrüßt. Die Musikanten stiegen in unseren Zug ein und nun wurde es eine lustige Fahrt bis Schwiebus, wo wir drei Stunden Aufenthalt hatten. Auch hier fanden wir wieder ein „Tischlein deck dich" vom Roten Kreuz für uns aufgestellt.

Von Berlin aus begann das eigentliche Ausschwärmen. Unsere Gruppe zählte 16 junge Mädchen, darunter die fünf Bromberger: Else, Edith, Marianne, Gerda und ich. Zwei ältere Oberlyzeumsschülerinnen aus Weimar wurden uns als Führerinnen zugeteilt.

Unser Ziel war zunächst das Thüringerland. In Coburg nahmen wir in einer Jugendherberge Quartier. Wir bekamen hier frisch bezogene Betten und gutes Essen. Als andere, ebenfalls hier eingekehrte deutsche Wandergruppen erfahren hatten, daß wir aus Polen stammten, wurden wir nicht wenig angestaunt. Ein junger Studienrat lud uns zu gemeinschaftlichem Beisammensein mit seiner Gruppe in den Speisesaal ein. Da wurde es bald lustig. Auf Mandolinen und Lauten wurde gespielt, gesungen und gescherzt. „Gemeine Bande" . . . so begann ein Abiturient seine an uns gerichtete Begrüßungsrede, um dann fortzufahren „umschließen uns Reichsdeutsche mit euch Deutschen in Polen". Zuerst waren wir verstimmt, doch das nun einsetzende Gelächter löste die Dissonanz harmonisch auf. Dann mußten wir unsere polnischen Sprachkünste zum besten geben. Die Fragekästen waren an allen Ecken und Enden. Wir sollten und mußten erzählen. Um 10 Uhr abends mußte jeder Gast sein Bett aufsuchen, das galt als Hausregel.

Im Laufe der folgenden Tage besichtigten wir die Sehenswürdigkeiten Coburgs, die Kirchen, Parkanlagen, das Schloß, vor allem die östlich der Stadt sich erhebende Feste, den ehemaligen Aufenthaltsort Martin Luthers in der Zeit vom 16. April bis 6. Oktober 1530. Das Schloß ist reich an Altertums- und Naturaliensammlungen. Wir sahen das Lutherzimmer, die Lutherbibliothek, die berühmte Lutherlinde im Garten, Geschütze aus dem 30jährigen Kriege, Porzellan- und Glasmalereien und Christusschnitzereien. Mir aber gefiel am besten ein schöner, alter Hochzeitswagen mit Rädern, die zwei Meter Durchmesser hatten.

Von Coburg ging's mit der Bahn nach Lichtenfels und Schloß Banz, wo wir die merkwürdigsten Ausgrabungen und Sammlungen bewunderten. Auf gegenüberliegender Höhe liegt das Kloster „Vierzehnheiligen", ein Wallfahrtsort. Den Vorsänger einer Pilgerschar kann ich gar nicht vergessen. Er sah merkwürdig wild und grimmig aus. Die entblößte Brust war rauh wie ein Fell. Der nackte Hals zeigte beim Singen Adern und Sehnen wie Glockenseile. Die Stimme tönte gleich einer Posaune von Jericho.

In Bamberg an der Regnitz gab's auch mancherlei zu sehen, z. B. den romanisch-gotischen Dom aus dem 13. Jahrhundert mit einer berühmten Schatzkammer und einem Reiterstandbilde und die neu ausgebaute Altenburg. Der Bamberger Kessel ist der Gemüsegarten und die Kornkammer des Frankenlandes. In der Umgegend Bambergs fanden wir über 500 Gärtnereien. Als wir die dortigen Volkstrachten sahen, erinnerten wir uns der bei Posen wohnenden „Bamberger", die, wenn auch im Laufe der Zeit polonisiert, doch die Trachten ihrer Urheimat beibehalten haben. In Würzburg trafen wir's gut an, zumal die Studenten gerade ihr Juliansfest feierten. Lustige deutsche Studenten in vollem „Wichs" zu sehen, erfreute jedes der Mädchenherzen. Wir wurden von den Studenten gebeten, an ihrem Feste teilzunehmen und wir verlebten Stunden, die ich nie vergessen werde. Auch eine Dampferfahrt durch den Maingau wurde unternommen. Der Maingau gehört zu den freundlichsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands. Die sonnigen Gehänge der Mainufer sind mit prachtvollen Weingärten bedeckt. Am Fuße der Berge wechseln Rebenpflanzungen und Obstgärten mit wogenden Getreidefeldern ab. Als wir, in Schweiß gebadet, die steilen Mainufer erkletterten und die herrliche Aussicht genießen konnten, deklamierte einer der Studenten:

„Auf die Berge muß ich klimmen,
Wo die feuchten Wolken schwimmen,
Wo die Tropfen quellend fließen,
Die als Bach herniederschießen.
Seid gegrüßet allzumal:
Wies' und Wald und Berg und Tal!"

Und nun kam die Fahrt zum Spessart, einem mit prächtigen Buchen und Eichen bedeckten Massengebirge im Mainviereck. Die Burg Rotenfels im Spessart ist als Jugendherberge eingerichtet worden. Dort blieben wir eine ganze Woche. Über 100 Ausflügler aus allen deutschen Gauen gaben sich hier ein „Stelldichein". Als wir den nahen Kapellenberg bestiegen hatten, waren wir entzückt von dem schönen Umblick. Der stille Wächter und Mahner auf dem Berge, zu dem Neugierde oder Schmerz, Teilnahme oder Andacht, jedes auf seine Weise, emporschauen, legte uns Uhlands „Droben stehet die Kapelle" auf die Lippen. Einmal machten wir eine längere Fußwanderung ins Gebirge, um der Fütterung von über 80 Wild-

schweinen zuzuschauen. Als wir in vorgerückter Abendstunde den Heimweg antraten, überraschte uns ein Gewitter. Es wurde stockfinster, doch unzählige Glühwürmchen zeigten uns hin und wieder den Felsenpfad. Wir mußten eine Kette bilden.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle andern Haltepunkte unserer Wanderfahrt eingehend erwähnen wollte. Der Vollständigkeit halber nenne ich das Städtchen Wertheim am Einfluß der Tauber in den Main mit 2 Schlössern des Fürsten von Löwenstein, Aschaffenburg mit dem Pompejanum Ludwigs I. und Wiesbaden. Durch weite Weinberge stiegen wir zum Nationaldenkmal auf dem Niederwalde. Tief ergriffen von der Schönheit des Kunstwerks, von der herrlichen Landschaft und den Gedanken und Taten, die das Denkmal schufen, standen wir lange stumm davor.

Es folgte eine Rheinfahrt von Bingen bis Coblenz. Der Rhein war belebt von mächtigen Dampfer, hohen und breiten Lastschiffen und unzähligen kleinen Kähnen, in denen die Leute von einem Ufer zum anderen gebracht werden. Die steilen Höhen sind gekrönt mit stolzen Burgen und Ruinen, von denen ich nur die bekanntesten nennen möchte: Ehrenfels, Schönburg, Loreleyfelsen, Rheinfels, Stolzenfels, Ehrenbreitstein.

Auf der Rückfahrt stiegen wir in Weimar aus, wo wir das Residenzschloß, die Bibliotheken, das Hoftheater, die Museen, das Schillerhaus, das Doppelstandbild von Deutschlands Dichterfürsten und die Fürstengruft mit den Särgen Goethes und Schillers besichtigten. Dann führte uns das Dampfroß nach Berlin, wo alle Wandergruppen programmäßig sich wieder eingefunden hatten und die Erlebnisse ausgetauscht wurden. Eines guten Tages „des Morgens in der Früh" erfolgte die Abfahrt nach dem Osten, nachdem wir unseren Führern und Gönnern dankbaren Herzens die Hände gedrückt hatten. Als wir Bentschen hinter uns hatten, stimmten wir wieder unser Heimatlied an:

„Mein Herz gehöret Dir,
schlägt treu Dir für und für,
bleibt stets Dir zugewandt
Du Warthe-Netzestrand!"

Als ich aber wieder glücklich bei meinem lieben Muttchen war, begann ich meinen Reisebericht in dem unterwegs abgelauschten niedersächsischen Dialekte:

„Goar scheene wors in d' wide Waelt,
doach als äs wäder hänheimen gung
än Wertchen mich im Ohre klung:
„D'rheimen äs D'rheimen".
Gezogen hätt's mich Tack und Naacht
im Wachen und in Treimen;
jetzt hätt d'liebe Seele Ruh;
daen ich bän wädr d'rheimen!"

Sklaverei im modernen Amerika!

Wie ein Kapitel aus „Onkels Toms Hütte" liest sich ein kürzlich veröffentlichter amtlicher Bericht der amerikanischen Regi[illegible]ung, die bei ihrem Kampfe gegen den Alkoholschmugge[illegible]ne Insel im Mississippi regelrecht belagern mußte und dabei auf dieser Insel sozusagen ein kleines Sonderkönigreich entdeckte, dessen Herrscher — so sonderbar dies in unserem Zeitalter klingt — über nicht weniger als 400 Sklaven regierte.

Der Mississippifluß erreicht an der Grenze der Staaten Arkansas und Tennessee eine beträchtliche Breite, und an dieser breitesten Stelle liegen zahlreiche dicht bewaldete und sumpfige größere und kleinere Inseln, die eben wegen dieser Bodenbeschaffenheit sehr schwer zugänglich und daher ein ideales Revier für den Alkoholschmuggel sind. Dieser im trockengelegten Amerika blühende „Erwerbszweig" hat tatsächlich sein Zentrum und seinen Hauptstützpunkt auf diesen Inseln im Mississippi, was der Regierung wohl bekannt ist. Es fehlte aber bisher immer noch an der Möglichkeit und Gelegenheit, dort eine oder mehrere Schmugglerbanden auf frischer Tat zu ertappen. Expeditionen, welche die Regierungsboote in diese Gegend unternahmen, endeten regelmäßig nicht nur mit einem Fiasko, sondern auch mit schweren Schiffsdefekten, die ein weiteres Manövrieren der Regierungsfahrzeuge unmöglich machten. Gerade diese Tatsache aber spornte die besten und tüchtigsten Polizeibeamten an, ihre ganze Kraft an die Lösung des Rätsels der Schmugglerinseln zu setzen. Und endlich war man auch erfolgreich: Man entdeckte eine Reihe von künstlichen Riffen, die von den Schmugglern bei Annäherung von verdächtigen Schiffen „in Betrieb" gesetzt wurden, während man vom Schmugglerstandpunkt aus harmlose Fahrzeuge ungehindert passieren ließ. Es gelang nun, diese Schiffsfallen zu umgehen und auf der größten Insel zu landen. Dort und auf den benachbarten Inseln fanden die Regierungsbeamten Branntweinbrennereien von schlechterdings riesenhaften Ausmaßen, in denen wöchentlich mehr als 10 000 Gallonen Kornbranntwein destilliert wurden, genug, um halb Amerika mit dem verbotenen Stoff zu versorgen. Als Eigentümer dieser Brennereien entpuppten sich acht Weiße, deren Anführer einer der bekanntesten amerikanischen Alkoholschmuggler war, den man schon lange suchte und nun nach heftigem Kampfe dingfest machte. Diese acht Weißen hatten auf den verschiedenen Inseln nicht weniger als 400 Neger mit den zur Herstellung des Branntweins nötigen Arbeiten beschäftigt, und zwar unter Anwendung von Gewalt und unter Verhältnissen, die sich in nichts von der Sklaverei alten Stiles unterschieden. Die Neger samt ihren Frauen und Kindern waren mit List von hochbezahlten Agenten angelockt worden. Sie waren eine elende, halbverhungerte und in Lumpen gehüllte Menge, und sie begrüßten die Regierungsbeamten mit Freudentränen als ihre Befreier. Sie trugen sämtlich Fesseln und erzählten wahre Ungeheuerlichkeiten von den Leiden, denen sie ausgesetzt gewesen waren. Die geringsten Vergehen wurden mit Mißhandlungen und Kostentziehung bestraft, und täglich brachen in den Arbeiterkolonnen Neger vor Entkräftung zusammen. Die Frauen und Kinder wurden in einem Sonderlager eingesperrt gehalten und viele von ihnen dermaßen mißhandelt, daß sie den Verletzungen erlagen.

Die amerikanische Regierung hat nun eine große, scharf bewaffnete Expedition ausgerüstet, um das berüchtigte Schmugglerparadies im Mississippi nun endgültig zu durchforschen und aufzuheben. Die Neger wurden sofort in Freiheit gesetzt und entschädigt.



Bunte Chronik



* **Die sicherste Bank.** Auch der tüchtigste „schwere Junge" dürfte sich eine unmögliche Aufgabe stellen, wenn er versuchen wollte, in das neue Gebäude der Chase National Bank in Newyork einzudringen. Alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln sind hier getroffen, um diese Bank zur sichersten der Welt zu machen. Die Stahlgewölbe befinden sich fünf Stockwerke unter dem Erdboden. Ihre Wände sind acht Fuß dick und aus abwechselnden Schichten von Stahl und Beton erbaut, zwischen denen Drähte liegen, die sofort Warnungssignale in Bewegung setzen. Die Bank hat verschiedene ungewöhnliche Einrichtungen. Die Gewölbe ruhen auf Stahlpfeilern, von denen die Architekten versichern, daß sie so standhaft sind, wie wenn die Gewölbe in Felsen ausgehauen wären. In dem großen Geschäftsraum merkt man zunächst nichts von irgendwelchen Vorsichtsmaßregeln. Die Kassiere arbeiten hinter großen offenen Zahltischen. Aber einige der Kassenstände sind durch Glasfenster geschützt, die so fest sein sollen, daß sie selbst einem Kugelregen von Maschinengewehren widerstehen. Im übrigen sind Vorkehrungen getroffen, daß auch die kühnsten Bankräuber, die die Newyorker City unsicher machen, hier keine Aussichten auf Erfolg haben. Die Direktoren der Bank atmeten erleichtert auf, als die Überführung der Schätze der Bank in Goldbarren, Geld und Wertpapieren im Werte von 3 Milliarden Dollar glücklich vollendet war und diese Reichtümer sicher in den Stahlkammern ruhten. Der Bogen über dem Eingangstor ist mit einem passenden Schmuck versehen; er zeigt in Reliefarbeit die Münzen der Weltgeschichte von den ältesten ägyptischen Geldstücken an bis zu dem amerikanischen Friedensdollar von 1927, für dessen Wiedergabe eine besondere Erlaubnis aus Washington eingeholt wurde.

*

* **Wundbehandlung mit Ameisen.** In der Volksmedizin der asiatischen Türkei ist ein seltsamer Brauch üblich. Um die Wundränder offenstehender Wunden zum Schließen zu bringen, bedient man sich nämlich der Kiefer von großen Ameisen als Wundklammern. Die Behandlung erfolgt, wie berichtet wird, in der Weise, daß der Heilkundige, gewöhnlich ein Barbier, die Wunde so zusammenpreßt, daß ihre Ränder sich berühren. Dann wird mit Hilfe einer Pinzette eine schon vorher zum Zubeißen gereizte Ameise so nahe an die Wundränder gebracht, daß ihre beiden Kiefer sich fest in die Ränder einhaken und sie festhalten, worauf der Kopf der Ameise abgeschnitten wird. Sitzen nun etwa zehn Ameisenköpfe an der Wunde fest, so werden die Ränder tatsächlich so fest zusammengehalten, daß die Wunde, wenn man die Köpfe nach einigen Tagen entfernt, gewöhnlich zugewachsen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.